

## Ich werde sein

Zu den Trends, die laut Time-Magazin das Leben verändern, gehört die »Versingelung« der Gesellschaft: 28% aller US-Haushalte sind heute Single-Haushalte, verglichen mit 9% in den 50er Jahren ein enormer Anstieg. Alleinleben ist für den Soziologieprofessor Eric Klinenberg der beste Weg, die Werte einer individualistischen Gesellschaft zu leben: Freiheit, Selbstverwirklichung und Selbstkontrolle – Autonomie eben.

Single zu sein ist längst eine selbstverständliche Lebensform. Auch viele Paare kennen Lebensphasen, in denen sie getrennt leben. Für sie ist das der natürliche Preis für berufliche Mobilität und Karriere. Immerhin jedes dritte Paar in den ersten Berufsjahren ist betroffen. Ich denke an die jungen Frauen, die in Deutschland oder Polen mit der Arbeit von Ost nach West gezogen sind, an die Familienväter, die montags bis freitags unterwegs sind. Aber auch an die Alten und die Kinder, die zurück bleiben. Wenn denn noch Kinder geboren werden.

Menschen müssen ihre Lebensplanung den Umständen anpassen – genau wie Unternehmen in schwankenden Märkten. So beschreibt der Psychologe Markus Väh die Zukunft von Gesellschaft und Arbeitswelt. Wer nicht mehr mit einem festen Einkommen rechnen kann, stellt alles auf den Prüfstand was Menschen bindet: Haus, Wohnort und Familienplanung. Erfahrung wird durch Innovation entwertet, die schiere Zahl der Lebens- und Arbeitsbeziehungen bedroht die Dauer der Bindungen. Und angesichts der Mobilitätserwartungen schwindet die Möglichkeit, an einem Ort wirklich Wurzeln zu schlagen. Und trotzdem oder gerade deshalb stehen Familie und Freundschaft heute ganz hoch im Kurs. Das ist die andere Seite der Medaille der individualistischen Gesellschaft: Das Bedürfnis nach Menschen, mit denen wir uns verlässlich austauschen können; nach Vertrauten, mit denen wir Erfahrungen teilen – Arbeitskollegen, Freunde und Familie.

Dass wir völlig autonom leben könnten, ist eine Illusion. Wir bleiben auf andere angewiesen – in unseren Arbeitsbeziehungen wie in Familien und Partnerschaften. Wir gewinnen unsere Identität, indem wir von anderen lernen, uns herausfordern lassen und uns mit ihnen auseinandersetzen. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber bringt es auf den Punkt: Erst am Du werden wir zum Ich.

Das gilt auch für unsere Gottesbeziehung. Als das Volk Israel aus Ägypten auszog, so wird erzählt, ging Gott in der Wüste vor ihm her – am Tag in einer Wolke, in der Nacht in einer Feuersäule. Verlässlich in allen Veränderungen. In der Wüste offenbart sich Gott mit einem geheimnisvollen Namen »Ich werde sein, der ich sein werde.«

Die Sehnsucht danach ist ungebrochen: Kontinuität in Zeiten des Umbruchs. Ich kann ahnen, was das für ein Volk bedeutet, das Häuser und Heimat hinter sich lässt und ins Ungewisse aufbricht. Heute ist es die Globalisierung, die Arbeitsplätze und Familien verändert. Die Technik, die Vorstellungen von Raum und Zeit und Privatheit neu definiert. Leben droht in einzelne, aneinander gereihete Projekte zu zerfallen: den Job, den Wohnort, den Lebensabschnittspartner. Wer werde ich morgen sein? Wo werde ich leben und arbeiten? Mit wem zusammen sein?

»Ich werde sein« – so stellt Gott sich vor – gegen ein vereinzeldes Zeitgefühl, gegen die Angst, sich ganz zu verlieren – eine Brücke über alle Brüche und Umbrüche hinweg.

»Ich werde sein, der ich sein werde« – in allen Veränderungen bleibt Er derselbe. Das große Du, das mir hilft, bei mir selbst zu bleiben und bei denen, die ich liebe.

Das nehme ich mit aus der Geschichte Israels: dass Gott seinem Volk Orientierung gibt auf dem Weg aus alten Gewohnheiten, durch das Meer und durch die Wüste. Das gilt auch für die, die heute ihre Heimat verlassen. In den Umbrüchen unserer Zeit genauso wie in den Wüsten der Einsamkeit.